



Fotos: Dietmar Riemann (www.ddr-fotografie-riemann.de)

**Wir hätten mit 13 Jahren Gefängnis rechnen müssen“
Aus den Erinnerungen von Helga und Helmut S.
(Signatur 1842)**

Die Kinderärztin Helga S., die 1939 in Dresden und der Theologe Helmut S., der 1939 in Stuttgart geboren wurde, lernten sich nach dem Mauerbau 1961 in Ostberlin kennen und lieben. Um sich ein gemeinsames Leben in Westdeutschland aufbauen zu können, entscheidet sich Helga 1965 zur Republikflucht, die im folgenden Auszug ihrer Lebenserinnerungen beschrieben wird.

Helmut: Es ist bis heute völlig unklar, warum Angehörige des französischen Militärs, die mein Vater für Helgas Flucht zu Weihnachten 1964 gewonnen hatte, so plötzlich am Heiligen Abend diese Fluchthilfe für immer abgesagt haben. Durch irgendeine Indiskretion muss diese Angelegenheit bekannt geworden sein, die ich aber nie ausfindig machen konnte.

Man kann sich gut vorstellen, dass Helga und ich von nun an hochgradig gefährdet waren und dass der Staatssicherheitsdienst hinter uns her war. Uns wurde klar, dass es nur noch einen Ausweg gab: keine Hilfsorganisation mehr, sondern eine privat organisierte Flucht. Die einzige Fluchtmöglichkeit konnte jetzt nur noch darin bestehen, einen einmaligen Fluchtweg, der bisher noch nicht bekannt war, zu beschreiten, und diesen ausschließlich mit privat bekannten Personen zu organisieren. Nur auf diese Weise war es möglich, den Geheimdienst fernzuhalten.

Helga: Helmut hielt Rat mit ein paar zuverlässigen, opferbereiten Freunden, um eine private Flucht in einem umgebauten VW-Campingbus zu organisieren: Dietmar, unser späterer Schwager, wegen seiner politischen Sympathien auch „Lumumba“ genannt, Rudi, der Ingenieur, genannt „Heizer“, Ulli, Theologiestudent wie Dietmar, und Schreiner Gerhard. Mit geliehenem Geld – 4000 DM – wurde der VW-Bus gebraucht gekauft. Sein Name war ab sofort „Friedolin“. Zunächst begann der Umbau des Busses, um durch eine Verkleinerung des Tanks auf nur noch ein Rohr, das zehn Liter Benzin fasste, für mich einen Raum zu schaffen. Die Möbel wurden sehr kompliziert und kompakt gebaut, der Ausbau der Möbel aus dem Campingbus musste an einer nur Insidern bekannten Stelle begonnen werden, um an mein zukünftiges Versteck zu kommen.

Helmut: Zwischen Motor und Bettkasten blieb ein Raum von 40 cm x 1m frei, um Helga darin unterzubringen. Dies war nur möglich, wenn unter Einhaltung von mindestens 10 Tricks fast alle Möbel aus- und wieder eingebaut wurden. In diesem Ein- und wieder Ausbau lag ein sehr großes Risiko: Wir mussten etwa 30 Kilometer von der Grenzstelle entfernt eine geheime Stelle finden, an der wir den Umbau machen und Helga unbemerkt verstecken konnten. Dieser Umbau dauerte ca. 45 Minuten und war unvermeidlich laut (wir mussten hämmern und schrauben).

Helga: Mit halb umgebautem Auto starteten Helmut und Ulli zu Ostern 1965 Probefahrten nach Ungarn und die damalige Tschechoslowakei, um die Grenzkontrollen zu testen. An der ungarischen Grenze

allerdings stutzten die Grenzer beim Ausmessen des Tankraumes, ließen die beiden Freunde aber weiterfahren. So entschloss sich Helmut für die Tschechoslowakei.

Helmut: Wir planten die Flucht zu Pfingsten 1965 durchzuführen. Nach Ostern durchforschte ich noch einmal per Autostop die Tschechoslowakei, vor allem die Grenzkontrollen.

Helga: Die Reiseerlaubnis nach Prag war in meinen Händen. Das letzte Zusammensein mit den Eltern und meiner Schwester Gisela: erneutes Abschiednehmen im Geheimen – sie wussten von nichts und durften von nichts wissen – mir war ziemlich mulmig und übel, es gab Spargel zu Mittag, an dem ich bekanntermaßen immer mal zu würgen hatte. Dann die Fahrt mit dem Nachtzug nach Prag. Die Grenzkontrollen verliefen problemlos.

Am 7. Juni morgens kam ich in Prag an. Auf dem Bahnhof erwartete mich Dietmar. Er beobachtete mich hinter einer Zeitung, in die er ein Loch geschnitten hatte, um zu sehen, ob ich eventuell verfolgt würde. Gemeinsam fuhren wir weiter mit dem Zug nach Brünn, wo uns Helmut gleichermaßen beobachtete, um mich dann glücklich in seine Arme zu schließen. Nun kam der problematischste und zeitaufwändigste Teil unserer Flucht.

Nachdem die Campingmöbel herausgenommen waren, kroch ich meinen engen Raum, der hinter dem offiziellen Bettkasten des Busses lag. Da nun das ganze Fluchtunternehmen seinen vorgesehenen Gang lief, war ich erstaunlich ruhig und gelassen, hatte kaum Herzklopfen. Lediglich ein Gedanke bewegte mich: Was würde aus mir in meinem Versteck werden, wenn ein Autounfall passieren würde? Meine beiden Fluchthelfer würden versorgt – und ich? Aber ich hatte volles Vertrauen und glaubte fest an ein Gelingen der Flucht. Dennoch gab mir Helmut Beruhigungstabletten. Mein Versteck war sehr eng, ich musste die Beine anziehen und vorher die Schuhe ausziehen. Frauenbekleidung durfte aber keinesfalls im Auto gefunden werden. Dietmar hatte leider vergessen, mir die Schuhe auf den Schoß zu geben, bevor ich in meiner Kiste verschraubt wurde. Erst als wir schon unterwegs waren und ich in meinem Versteck vor mich hindämmerte, stachen die Schuhe den Männern in die Augen. So blieb nichts anderes übrig, als die schönen,

von Helmut gekauften Schuhe aus dem Fenster zu werfen. Sie landeten in einem Kornfeld. Ich versuchte, es mir so bequem wie möglich im Versteck einzurichten, was angesichts der Enge und meiner gekauerten Haltung nicht wirklich möglich war. Gott sei Dank halfen die Beruhigungstabletten, sodass ich die drei langen Stunden einfach vor mich hindöste.

Helmut: Ich wurde absolut zuversichtlich, dass jetzt eigentlich alles mit der Flucht sicher laufen würde, ich wurde fröhlich und unverzagt. Diese gute Stimmung hat sich auch auf Dietmar und Helga übertragen. Siegesgewiss haben wir wie in einem Höhenflug die Flucht fortgesetzt. Wie im Rausch haben Dietmar und ich mit einem Redeschwall den Grenzkontrolleur übertölpelt, dass er gar nicht mehr wusste, wo ihm der Kopf stand, und fast hätte er vergessen, überhaupt das Auto zu kontrollieren; das war wegen der Zeitknappheit dann nur noch Formsache. Unglaublich, was uns zur Ablenkung alles eingefallen war! So konnte die Flucht nur noch gut gehen.

Aber dies war keine Selbstverständlichkeit. Durch unsere Stasiakte wurde uns in den letzten Jahren wieder neu bewusst, wie gefährdet wir eigentlich waren. In der Stasiakte sind wir geführt als „Auftragsausführende einer kriminellen Menschenhändlerbande“, kurz KMHB. Dietmar und ich hätten je mit einer Verurteilung von 13 Jahren Gefängnis rechnen müssen und Helga wohl mit fünf Jahren, wenn die Flucht schiefgegangen wäre.

**„Ich habe Angst, dass es nie mehr Frühling wird“
Tagebuch und Erinnerungen von Annette L.
(Signatur 1071)**

Annette L. wurde 1968 in Leipzig geboren, wo sie 1990, nach ihrem Studium zur Diplombibliothekarin, auch lebte und arbeitete. Vor der Wende gehörte sie zur Alternativszene der DDR, war politisch aktiv und liebte die DDR trotz ihrer Mängel, die ihr durchaus bewusst waren. Seit ihrer Jugend führt sie ein Tagebuch, in dem sie auch ihre Gedanken und Eindrücke vor, während und nach dem Mauerfall festhält.

1987

Ich sah, wie Leipzig langsam verfiel. Es tat langsam weh, zuzuschauen, wie ein Haus nach dem anderen verfiel, lieblos gefleddert und mit Müll voll gestellt und schließlich abgerissen wurde und nichts an seiner Stelle entstand als ein neuer Parkplatz. Ich hatte mich mal als Weltenbürger gefühlt, obwohl ich gar nicht raus in die Welt kam. Jetzt begriff ich, was Heimat ist und wie traurig ihre Zerstörung ist. In der Zeitung las ich jetzt am genauesten die innenpolitischen Seiten und suchte dort zwischen den ewig gleichen Zeilen herum. Und ich las Gorbatschows Reden: dort standen Gedanken, die auch die Schwerter-zu-Pflug-scharen-Leute geäußert hatten. „Alles geht vom Volk aus und alles kehrt zum Volk zurück.“ Mir war klar, warum in der Gemeinde, auf die ich gehofft hatte, nichts mehr stimmte. Weil sie das Wort Alltag verbannt hatte, weil sie nicht auf das Land achtete und seinen Schmerz nicht empfand und also eigentlich nicht den Schmerz Nicaraguas und Südafrikas. Die Feten waren schon seit längerem meistens öde und routiniert.

Oktober 1989

Es braute sich was zusammen. Im September gab's die ersten Demos in Leipzig. Am 2. Oktober war ich wieder vor der Nikolai-Kirche und es war eine ermutigend große Demo. Wir sprengten zwei Polizeiketten. Es war losgegangen, endlich, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, an dem ich reif dafür war. Ich hatte inzwischen genug schwarzen Humor, am 7. Oktober in der Stöckartstraße eine DDR-Fahne verkehrt herum

aufzuhängen und zu einer Dachfete (unter dem Motto *Wir steigen der DDR aufs Dach*) einzuladen. Bei einem Gang durch die Stadt gerieten wir dann in das inszenierte Kesseltreiben hinein. Zum ersten Mal sahen wir Polizei mit Helmen und Schilden und Wasserwerfern, das gab es sonst immer nur im Fernsehen, in den bösen Ländern. Seit diesem Tag war alles aus zwischen mir und dem Staat. Ich setzte mich mit dem „Neuen Forum“ in Verbindung, verteilte Flugblätter und traf Leute wieder, die ich beim Straßenmusikfestival im Juni im Kessel kennen gelernt hatte. Ich hatte keine Angst mehr. Ich war ja auch nie verhaftet worden (hatte zwar zwei Nächte und einen Nachmittag auf der Wache verbracht, aber das waren kleine Anlässe gewesen). Ich hatte unsere Musik gehört, Krawczyk, die nie vergessenen Renft. Ich freute mich über die Massen von „Normalen“, die mitdemonstrierten. Es war unsere Chance, und es war der Anfang vom Ende. Beides hing zusammen, aber wer sollte das schon wissen; dazu hätte man Abstand gebraucht, und wir waren mittendrin. Bald brach alles zusammen. Eines Abends kam der bärtige Harry in unseren Hof in der Stöckart und rief: DIE MAUER IST AUF! Wir sahen die Bilder im Fernsehen und freuten uns harmlos drüber. Aber es wurde anders auf den Demos, zu viele waren weg, den Westen angucken. Es waren erst zwei, drei Deutschlandfahnen da, deren Träger wurden noch gefragt, was das solle. Wenig später wurden schon die Leute provoziert, die so aussahen, als hätten sie was gegen die vielen Deutschlandfahnen, die mit dem Demozug unterwegs waren. Es war eigentlich erstaunlich, wie lange die alte Karre DDR doch noch so weiterfuhr; was für miese Figuren Führer ohne Macht abgaben. Dass sie vorher überhaupt regieren konnten. Ohne die kleinen Fische waren die überhaupt nichts – es hatte so lange funktioniert, weil wir so lange mitgemacht hatten. Diese Erfahrung eines Zusammenbruchs durch zivilen Ungehorsam war wichtig. Ich hab erfahren, dass so etwas geht. Dieses Glück haben nicht viele. Es haben auch nicht viele das Unglück, in ein paar Wochen mitzukriegen, wie es dann unweigerlich weitergehen muss. Das ist beides wichtig, um etwas zu wissen über den Menschen.

Bei der letzten Demo, die noch ganz gut verlief, war das Wetter einigermassen klar gewesen. Nun wurde es immer nebliger. Es war natürlich simpler Herbstsmog, aber es bedeutete für mich mehr. Man konnte

zuschauen, wie die Leute in die gelben Schwaden hineinliefen und in ihnen verschwanden, als sei es auch ein geistiger Nebel. Am nächsten Montag waren nur noch deutschlandsüchtige Reden, mit einem grauenhaften Pathos vorgetragen. Ich stand zwischen den Lautsprechern. Die Stimme des Redners fiel sich vielfach selbst ins Wort, überschrie sich, wiederholte sich. Ich hab geheult und gebetet und fühlte mich wieder – wie oftmals vor dem Herbst – ohnmächtig. Ich weiß wie Revolutionen funktionieren, ich hab eine erlebt – wie in der Farm der Tiere. Ein paar wenige wollen Veränderung. Die bohren und bohren, bis eine nennenswerte Zahl von Leuten dazukommt. Wogegen man ist, darüber ist man sich einig. Man schafft wirklich den Umsturz. Aber man streitet sich jetzt darüber, wofür man ist. Und man verzagt, Das ist die Zeit der grauen Masse, die nach dem Allwissenden ruft. Der ist sofort zur Stelle und macht und tut, und es ist zu spät, das wieder umzustoßen. Die alte Opposition ist wieder unter sich und hat den Mut verloren, wieder von vorn anzufangen. Sie muss erst wissen, erst fühlen, dass es sie überhaupt noch gibt.

